

Uebersicht: Albanische Studien II. (Fortsetzung.) — Oesterreichische Literatur-
briefe. II. — Literatur und bildende Kunst. — Kurze literarische Anzeigen. —
Miscellen.

Albanische Studien.

Von Dr. Jur. Johann Georg von Hahn.

Wien, 1853.

II.

(Fortsetzung.)

† Aber wer sind die Albaner? Woher sind sie gekommen? und welche ist ihre Nationalität?

Herr von Hahn hat mit guten Gründen und vielleicht mit zu großem Aufwand von Scharfzinn nachgewiesen, daß die Albaner Autochthonen- und gewissermaßen die einzigen und letzten Ueberbleibsel des großen illyrisch-macedonischen Völker-Complexes sind, der sich in der Dämmerzeit der Geschichte über einen großen Theil Süd-Europas verzweigte, und mit welchem Alexander von Macedonien, König Pyrrhus und das kaiserliche Rom ihre größten Thaten verrichtet haben, und aus deren Mitte — möchten wir hinzufügen — die leichten und grausamen Sklavenpferde des aufstrebenden Christenthums von Diocletian bis Maximinus dazu hervorgegangen sind. Nicht geringer Verdienst erwächst dieser These aus der Bemerkung (I. 228), daß alt-epirische und alt-illyrische Eigennamen gemeine Appellatione der heutigen Albanen-Sprache sind, und man folglich in der fusanaleutragenden „majajug“ von Elshafin (Albanopolis) wirklich die Urvettern der Sieger von Illyas und von Arabela suchen kann. Der alte Hellenschanzmann, meint Herodot, sei mitten unter Barbaren am Jabel ursprünglich nur schwach gewesen und erst durch Vermischung mit jenen barbarischen Stämmen, die er mit seinem geistigen Element durchdrang, groß geworden. Der hellenische Geist aber, wie man weiß, ist in Hellas schon längst aufgezogen und verflüchtigt, aber wie man schon bei Homer als das Abendland eintrifft. Sein natürliches Gegenstück aber, der wilde Albanismus, zählt noch heute ungeschwunden und in voller Kraft. Von Literatur, Kunst und Bildung war in Albanien nie die Rede; es hat nicht nur keinen schriftlichen Alphabet, dessen Stelle nach Zeit und Umständen bald das griechische, bald das lateinische, und häufig auch das türkische Alphabet vertreten muß. Nur Romanistik und germanische Mittelalter-Schwärmerei — das sieht man schon — hat der Albaner seinen Sinn, und die Geschickung eines Oberked in Armand-Beograd oder Janina wäre mehr als sonderbar. Die Albaner sind die selbsthaften Träger der mittelbösen, mit Riß gezeichneten rohen Kraft, und wie es scheint, von der Verfeinerung selbst als ungeschicktes Musterbild aufbewahrt, damit mannkrafter Sinn und stolze Unabhängigkeitstheile in der Welt nicht erlöschen.

Ein illyrischer Volksstamm der Albaner mit ihrer Stadt Albanopolis ward das erste Mal am Beginn der christlichen Zeitrechnung in der Geographie des Ptolemäus genannt. Dann verschwinden Volk und Land aus länger als tausend Jahre, bis sie endlich am Schluß des elften Jahrhunderts bei dem Angriff der Normannen auf das byzantinische Epirus wieder zum Vorschein kommen.

Als ein nach Selbstständigkeit ringendes und überall im eigenen Interesse handelndes Volk traten die Albaner erst nach der Eroberung Constantinopels durch die Tataren und während der langen Agonie der Paläologen im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts auf das Vaterland.

Was in der Zwischenzeit geschehen ist, liegt im Dunkel und zwar mit Recht, weil es für rohe Kraft und für Uncultur keine Geschichte gibt. Die Schreden der Völkerveränderung, die Gräuel des byzantinischen Regiments und die völlige Verwandelung der Süd-Donauländer, d. i. der europäischen Hälfte des oströmischen Reichs, durch den Einbruch des Slaventhums, fallen in diese trübe Zeit. Wie in Alt-Griechenland, ward auch in Albanien an Blut, Sprache, Sitten und Lebensweise alles flüchtig. Nur der derbe, hartnäckige, nicht zu bändige Albanercharakter hat im inneren Winkel seiner heimathlichen Schluchten den Slaventhum nicht los überdauert; er hat das eindringende fremde Element durch den fastigen Trieb des eigenen Lebens bis auf geringe Ueberreste nach und nach wieder ausgeföhrt, und durch Assimilation, wie im gräcischen Hellas, oder durch Gewalt, wie in den deutschen Gebirgen, ist unbekannt. Als unvorteilhaftes Argument ist aber hier wie dort die slavische Nomenclatur bis auf den heutigen Tag geblieben. Daß sich während der gräuelvollen Periode vom sechsten bis zum elften Jahrhundert gräfliches Wesen zwischen dem macedonischen Olympos und der Südrhye Patonius nur noch auf einzelnen Rispenpunkten erhielt, alles Uebrige aber in der Gewalt der Slaven war, ist ein Ereigniß, welches von den Literaten lange genug angeführt wurde,

heute aber als anerkannte historische Thatsache in den Registern der europäischen Wissenschaft seinen Platz eingenommen hat. Das Problem aber, wie die Slaventhümme im Peloponnes, in Hellas, in Thessalien und Epirus mit der politischen Unabhängigkeit und mit den alten Nationalitätsthem in Laufe von etwa 500 Jahren auch das National-Idiom an das orthodoxe Byzanz verloren, Wäden und Albaner aber unter denselben Umständen und unter denselben Himmelsstrich ihren heimatlichen Dialect bis auf diese Stunde erhalten haben, ward schon endlos beräthet und soll hier nicht weiter zur Sprache kommen. Alles, was heute in Süd-Albanien, in Janina, in Jageri und bis zum Golf von Arta herab griechisch glaubt und spricht, stammt ursprünglich von den christianiirten Epirus-Slaven her.

Wie das alte Rom baute, wohnte, aß und lebte, zeigen uns in matten Glanz die aus dem Grabe herausgegebenen Leichenmäße Herculanum und Pompeji; ein frühkatholisches Conterfei — ein Bild mit Nere, Mart und Pluto aus dem Jahrhundert des Porphyrius, des Gentius und der Ekedra-Königin Zenta hat uns noch heute frohig und unverdorbt Albanien aufbewahrt. Und von diesem unerwünschten Ueberbleibsel des Alterthums hat Herr v. Hahn die erste wohlgegründete Richtsicht als „schäbsten Versuch“, wie er selbst bezeichnet, nach Europa gebracht. Für erschöpfende und eingehende Analysen ist in einem Journal bekanntlich nicht der Ort, obgleich der Verfasser Eitien, Denkmalsart und Volksgebräuche Albanens mit einer Ziertheit und Ästheik zeichnet, wie man sie nur in den romantischen Pinselstrichen eines Sealsied und Zwirg findet.

Die wesentlichsten Urtheile hierherzusetzen muß indessen doch gestattet sein.

Daß der Slave Omer und der Wäke ohne viel Besinnen die politische Freiheit ihrem Kirchensclaven zum Opfer bringen, hat die byzantinische Geschichte deutlich genug bewiesen. Bei dem Albanen ist das religiöse Gefühl und das Bedürfnis orthodoxer Kirchlichkeit schon weniger überwiegend, und er trägt den äußeren Druck so schwer, daß er der Versuchung, die Befreiung von dem Joch eines tyrannischen Oberherrn und von der Abhängigkeit vom Joch eines Tyrannen mit dem Abfall vom Glauben seiner Vater zu tauschen, aus Gube immer unterliegt. Für sein Völkgen heinieden hoffnungslos zu finden, meint der Albaner, sei doch zu viel verlangt. Zur Zeit der türkischen Eroberung war Albanien ein ganz christliches Land, die Hegemon im Norden größtentheils dem lateinischen, die Tösten in Süd-Albanien aber ohne Ausnahme dem anatolischen Bekenntnis unterthan. Ueberhänge zum Jolum liegen nicht lange warten und begannen, wie billig, bei der risslandenen Kriegerföhe; denn „wo das Schwer ist“, sagt der Albaner, „da ist auch der Glaube“. Ein gemeinschaftlicher Gedanke und gleichzeitige Nationalbeschlässe waren in Albanien niemals Sitte. Bald brach in diesem, bald in jenem Distrikt die Sebul, und der sehrsame Vorgang, wie noch im Jahre 1766 eine Landschaft von 36 christlichen Gemeinden tesschen Volkes, ihrer Leiden endlich überdrüssig, Christo einen Termin von sechs Wochen setzte, ob er etwa helfen wolle, nach fruchtlosem Vertriehen der anbreunenden Zeit aber die christlichen Priester vertrieb, den Rabi rief und als neubekehrte für die lange Sebul an ihren Feinden Rache nahm, wird vom Verfasser (I. 36, Note 74) aus Pongauville erzählt. Vor Allem will der Albaner leben und neben seinemgleichen Credit und Geltung haben; dann erst föhlt er das Bedürfnis eines Kirchenthums; streng nimmt er es mit der wüthlichen Tempelpfarrs aber in seinem Jalle. Einmal des Jahres (zur Nierzeit) geht, wie man sagt, der christliche Albaner in die Kirche, wie sein islamischer Landsmann auch nur einmal des Jahres (am Baitam) die Moschee bröcht. Christlich bis auf den heutigen Tag blieben in Albanien nur jene Gebietsströhe, die sich unter der Fahne des Kreuzes, z. B. die katbolischen Mönchen in Nord- und die griechisch-glaubenden Eulieten und Ghimara-Bewohner in Süd-Albanien, gegen den Comandantur sicherzustellen Kraft und Mittel hatten.

Bis zum Aufstande anno 1821 haben die christlichen Bewohner Griechenland und des ganzen östlichen Reichs, wie man weiß, sich selbst Römer, ihre Sprache aber das Römische (die *Papazina*) genannt, bis sie endlich von den europäischen Literaten hörten, daß sie Hellenen seien und ihr Land eigentlich Hellas heißen müsse. Die Albaner im Stammlande dagegen nennen sich selbst Schkipetar, ihr Land Schkipetria (griechisch Schkipetia), ihre Sprache aber Schkipetria, ganz im Widerspruch mit ihren in Griechenland wohnenden Landsleuten, bei welchen der Albaner Arberi, Albanen Arberia und Arberisch Albanisch heißt. Die griechische Benennung *Aqvaris* und *Aqvaris*, begrifflich ist leicht; aber wie kommt es, daß ein und dasselbe Volk sich selbst im eigentlichen Albanen Schkipetar, in Griechenland aber Arberi nennt? oder sind etwa

die arbanitischen „Mbuljoig“ von Athen und Hydra einer von den Schipetaren verschiedenen Race angehörig und am Ende doch noch, wie der gelehrte * meint, echte Descendenten des Arctophanes?

Herr v. Hahn hat nachgemessen, daß beide Benennungen einheimisch und in Albanien selbst heute noch üblich sind, jedoch mit dem Unterschied, daß „Arberia“ im Toskan-Dialect das hinter Aulona gelegene Bergland mit Einschluß des wilden Gheinaritien-Distrikts und der Kandischaft Delvine, also das eigentliche alte Urbild der albanischen Race bezeichnet, unter der ghegischen Form „Arberia“ dagegen, wie unter „Schipenia“, ganz Albanien verstanden wird. Im gemeinen Leben wird zwar die toskische Benennung seltener gebraucht als das „Schipenia“ der Ghegenen. Dafür ist aber Arbania in den katholischen Gebirgsbüchern adeptirt, und hat den Neugriechen ihre „Aspavine“, den Abendländern aber ihr „Albanien“ geliefert.

Durch Fixirung dieser beiden Begriffe hat der gelehrte Verfasser vielen Mißverständnissen vorbeugt, und durch seine Bemerkung, daß die in den Staaten des Königs Otto wohnenden Albanen noch heute die toskische Mundart reden, unmißfährlich die Gegend angedeutet, in welcher sie vor ihrer Einwanderung in Griechenland heimisch waren. Die Arbaniten von Attika und Boeotien, von Hydra, Korinth und Argolis sind also, wenigstens des größten Theils nach, Tosken aus der Kandischaft Arberia, dem sehr sogenannten Kurwelsch, dessen Bewohner sich selbst noch heute Arberi nennen, im übrigen Albanien aber und in Griechenland den Spitznamen „Kabben“ (*Arabisches*) tragen und — wie man ihnen nachsagt — einmal des Jahres ihre weißen Zügel anlegen wollen *).

Dieses Urheimatland eines wesentlichen Theiles der heutigen Hellenabewohner ward vor unserm Verfasser noch nie von einem Europäer betreten, und ist gewissermaßen eine Entdeckung des Herrn von Hahn anzusehen.

Topelen, der Geburtsort Ali Paschas, des Standerbeg unserer Zeit, liegt in diesem Bergrevier, dessen in Europa vielgepriesene gigantisch-schloßfelsige Alterthümer vor dem nächsten Blick des Verfassers in das Nichts zerfallen sind.

Nur Schade, daß wir dem Verfasser auf seinen höchst interessanten Wanderjahren und in seinen scharfsinnigen Zergliederungen aller dieser Namen, besonders aber in seinem „pelagischen“ Vabrynnt nicht folgen dürfen. Die Bemerkung jedoch, daß diese Schiffe des Herrn v. Hahn viel mehr enthielt, als ihr bescheidener Titel ersehen läßt, wohl auch nicht unbedeutend.

Die Albanen — so viel hat der Leser schon aus unserer unvollkommenen und lächerhaften Skizze ersehen — sind eines jener physisch fernehaften, aber politisch höchst unglücklich eingerichteten Völker, welche wohl die Vorzüge und umgeben auch das Bedürfnis der Einheit, der Ordnung und des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens fühlen, durch die physische Schattierung des Lebens aber, durch ihre eigene Natur, oder wenn man lieber will, durch ihr feindliches Gethier und ein unversöhnliches Fatum in ihrem Willen geklärt, immer von Neuem in den zu Natur gewordenen Zustand widerständlicher Zwietracht und gegenseitiger Mißgunst zurückgeworfen werden. Nur wenn die, ich weiß nicht gültigen oder selbst in ihrer Genuß noch nachschickenden Gesetze aus dem Schoße dieses Volkes selbst einen höher gebogenen, genialen Mann erheben ließ, gelang es, die widerstrebenden Elemente Albanens, sei es zur Abwehr gemeinsamer Noth, sei es zur Glanzhebung des Vaterlandes, oder um die Wurzel unerbittlicher Uebel endlich abzumachen, auf kurze Zeit zu einigen, und die wild auseinanderberstenden Kräfte der „Schipetaren“ auf einen Punkt hinlenken. Pyrrhus in der alten, Standerbeg in der mittleren und Ali von Topelen in der neuen Zeit waren die drei Glanzgestirne am albanesischen Horizont und haben die ganze Fülle ihres Jüngens aus die Ufer eines im Innern compacten und nach Außen mächtigen Albanens geschleift. Alle drei Versuche sind nach häusungsvollem Glücke am Ende doch gescheitert; das Völkchen nach besseren Umständen blieb jedesmal vergeblich, und je tiefer die That und je ehrsüchtiger der Schwung, um je kläglicher und verwerflicher wurde, wie nach dem Tode Standerbegs, die hereinberstende Katastrophe. Es gibt Völker und Nationen, deren Uebel durch keine Medicin zu

heilen sind, und welche selbst durch jezt Eigenschaften zu Grunde gehen, durch welche andere sich erheben. Nicht bloß in der Geschichte, schon im Blick und in der Haltung des „Schipetaren“ liegt etwas Tragisches, und mehr als ein jämmerlicher Trimeter im Ajar des Neidichs schreit auf dieses Volk gemein. Man hat schon oben bemerkt, daß die stürmische Glanzperiode der drei Nationalheben abgelaufen, von dem frühesten politischen Tausen des albanesischen Volkes nur die einzige, aber höchst wichtige Thatfache seines plötzlichen Ueberseins und unerschütterlichen Ausdauerns in die griechischen Nachbarländer geschichtlich zu constatiren ist. Wie und nach welchen Vorgängen im Innern der Wanderkriege im vorher kaum gekannten Völkchen erwachte und zum Ausbruch kam, weiß man so wenig anzugeben, als die geheimnißvolle Kraft, welche einst die Angel-Sachsen und die Normannen aus ihren nördlichen Wäldern über Europa fortgetrieben hat. Im Zephyrbau des Frühlings schwillt der Wirtenstift und summt der Bienschwarm aus dumpfem Winterstille freudig auf den grünen Plan hinaus. Daselbst Naturgesetz, wie es sich bei jedem Volke wenigstens einmal offenbart, hat im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts auch die albanesische Gährung hervorgehen.

... nescio, quia dulcedine laeti.

Progenium, niduosque fovent ...

(Schluß folgt)

Österreichische Literaturbriefe.

II.

[„Zeitlesen“ von Brechtler, ein Beispiel für viele. Der böbere Dilettantismus. Gink und Jopt. Österreichs Stellung zu Deutschland in intellektueller Beziehung.]

L. J. S. Vorliehender Leserbrief hat zu tabelnden Bemerkungen Anlaß gegeben, mit Recht, wenn wir, wie man uns zumuthete, mittelst derselben eine geistige Distinction zu machen beabsichtigten. Damit träten wir aber in offenen Widerspruch gegen Dasjenige, was wir selbst in der ersten Nummer der Beilage (16. December) über die Unrichtigkeit einer Unterscheidung zwischen Österreichs und Deutsch in Sachen des Geistes, der Kunst und der Cultur überhaupt bestimmt genug geäußert haben. Die Vermuthung, daß wir mit den zwei Leserbriefen „Österreichische Literaturbriefe“ und „Deutsch-Österreichische“, eine zu geographische, somit eine in diesem Falle rein äußerliche Unterscheidung feststellen wollen, wäre daher wohl nahe genug gelegen. Abgemacht!

Zeit immer ehen Briefe sind dem ewigtreibenden Baume der österreichischen Kritik schon wieder an einigen Stellen die Augen aufgezungen. Wo so viel Lieder sind, sollte auch viel Liebe sein, und so viel Liebe, wenig Eitelkeit, denn die wahre Liebe ist ein formwandelndes Studium fremder Vorzüge, wenn man sich in einem Buche von 200 Seiten allenfalls nur den Gemüthsanregungen des Verfassers über sich selbst begegnet, wie die Liebe auf ihn wirkt und was die Liebe in ihm Alles treibt, — so darf man, ohne viel zu wagen, den Schluß ziehen, daß diese Liebe über das conventionelle Wesen, über die unwahre Blumenrede nicht hinausgeht.

Die „Zeitlesen“ von Otto Brechtler sind ein solches Buch von 200 Seiten, darin sehr viel von Liebe und den angeregten Gefühlprovinzen die Rede ist, ohne daß aber diese gerinnenden Randgebungen irgendwie im Stande wären, und wahrhaft zu erwärmen.

Wohl gibt es eine Form der kritischen Verehrung, mit welcher sich selbst diese Gebilde als etwas ganz Besonderes retten liegen; allein mit persönlichen Mächtigkeiten in dem guten Gesinnung schlecht geht. Wie gehen es vor, auch die kleinste Grünschönung, sobald sie mit einem gewissen Anspruch auftritt, kritisch ins Verhör zu nehmen, selbst auf die Gefahr hin, den Schein allfälliger Kritikelei auf uns zu ziehen. Aber dürfte es überhaupt wagen, irgend eine Ansicht endlich zu vertreten, wenn es nicht den entsprechenden Muth besitzt, irgend welchen Schein auf sich zu ziehen. Gerade Produkte, wie das vorliegende, laden zu einer scharfen Untersuchung ein, denn während sie unter lauter Versicherungen der Anspruchselbstigkeit enthalten, werden die Verfassers, kaum ihr Werk in die Welt getreten, weit empfindlicher und härter gegen den Tadel, als es selbst die Verfassers der Besessenen sind. Es ist dies ein solches Spiel, das man mit dem Publikum treibt, welches aber zu demaskiren die unbesangene Kritik für ihre Pflicht erachtet. Jene Empfindlichkeit ist eine von der Bemuth, das tiefsetzende wahre Talent fehlt, die Kraft auf Nuhn und Anerkennung zu verzichten oder eben so wenig vorhanden ist, bildet sich ein widerwärtiger Heroismus der Selbstschätzung aus, der zu den absonderlichsten Verzerrungen des geistigen Menschenverstandes führt.

Dilettantismus! Da sind wir wieder an der rechten Stelle. Wir wiederholen einen Satz, den wir schon oft ausgesprochen haben: Das Versta-

*) Eigentlich wird der Toskan-Dialect von dem Verfasser nur für die peloponnesischen Arbaniten vordrückt. Ob etwa der Arbaniten-Dialect in Attika und Boeotien nicht ghegisch sei, wäre von den Philologen der hellenischen Universitäten in Athen erst noch zu untersuchen. Bei der ungemessenen Protection und musonischen Auslösung, deren sich, wie uns die Journale verkünden, von Seite der erleuchteten hellenischen Staatsbehörden die Wissenschaften zu erfreuen haben, wird man wohl nächstens eine gelehrte und mit allen Hülfsmitteln ausgerüstete Commission ernennen und ein Dilettant der attischen Landeskunde entsenden lassen, damit wir endlich im Abendlande einmal gründlich erfahren, ob die Albanen in Aethien und Kleinasien wirklich oder ghegisch sind. Die Sage ist grammatisch und historisch von gleicher Wichtigkeit, weil nur auf diesem Wege entschieden werden kann, ob das west-attische Völkchen aus den ghegischen Gebirgsbüchern herabgezogen, oder aus dem Kurwelsch der arbanitischen Tosken nach Athen und Attika gekommen sind.

sur l'histoire du gouvernement représentatif en France de 1789 à 1848" erschienen, welche im Journal des Débats als eine der bedeutendsten politischen Schriften in der jetzigen Zeit besprochen werden.

— Die Gesellschaft für Wissenschaften, Ackerbau und Vellcraft im Département Nord und Charonne hat eine goldene Medaille von 200 Francs Werth für das beste Gedicht über das Thema: „La Mission civilisatrice de la France en Orient“, ausgesetzt. Das Gedicht über die Ode, mit welcher um den Preis gewonnen wird, ist an den Secrétaire des Comité in Montauban bis 1. Juli 1855 einzuschicken und muß 150 bis 200 Verse lang sein.

— Neben Beranger's Liedern sind keine anderen in Frankreich so populär wie die *Je Veux*, die eben jetzt in einer Prachtausgabe mit dem Porträt des Komponiers und unglücklichen Schriftstellers erschienen sind. Dieser Poet ist zugleich der Compositur seiner Lieder, und sie haben sämtlich eine Melodie, die bald jeder Stimme geläufig wird, so daß man sie allerorten auf Markt und Straße hört. Der Verfasser sagte von ihm: „das ist der von Jean Jacques Rousseau gekrönte Poet. Er macht weder schlechte Musik auf den Text guter Verse, noch schlechte Verse auf die Unterlage einer guten Musik.“ Wort und Klang ergänzen sich in den Liedern Beranger, und der würdige Dichter schmückte sie mit denen sie am besten zu vergleichen sind. Man gewinnt darin Alles lieb, was selber liebt, und es hindern nicht nur das, was gut und schön ist.

— In Kurzem sollen in den Vereinigten Staaten die Memoiren des Herrn von Montreuil erscheinen, welcher bei dem Sturze des Kaisers Napoleon eine große Rolle spielte und über die Politik der damaligen Zeit und Restauration wichtige Aufschlüsse bringen wird.

— Von Jerrino Ne in Florenz ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts erschienen, indem er das von einem Zeitgenossen beschriebene Leben des berühmten, aber unglücklichen Cola di Rienzi neu herausgegeben.

— Albrecht Koller in Lützingen, durch den Revelationsclub auch in weiteren Kreisen bekannt, ist seit Jahren mit der Sammlung eines schwäbischen Sprachschatzes beschäftigt.

— Demnächst erscheint W. v. Kanitzsch, seine Verse und seine Gegner. Den Hauptinhalt bilden authentische, d. h. dem Wesen nach, aus dem Munde des Künstlers nachgeschriebene Erklärungen seiner Künstlerwerke, sowie seiner Proben an der Mündchen neuen Pinakothek etc. Ausserdem biographische Notizen, namentlich aus Kanitzsch's Jugend werden die Schrift begleitet. Herausgeber ist der Maler und Literat Robert Kede.

— Professor Semper aus Dresden, jetzt in London, hat den vom eigensinnigen Schutze an ihn ergangenen Ruf als erster Professor und Director der Bauabtheilung an der kaiserlichen Polytechnischen Schule in Wien eine ausführliche Beschreibung, auch der Arbeit des kaiserlich-schwäbischen Schriftstellers Dr. v. Kanitzsch, geleitet, angenommen.

— Von A. Springer in Bonn ist dem Vernehmen nach bald ein Werk über die Kirchen Roms zu erwarten. Dieser ausgezeichnete junge Gelehrte hält diesen Winter in genannter Stadt Vorlesungen über Kunst und Künstler vom fünfzehnten bis sechzehnten Jahrhundert.

Kurze literarische Anzeigen.

Die Vereinerungen der Steinfoblen-Formation in Sachsen, von Hans Bruno Steinig, Dr. phil., Professor der Mineralogie und Geognosie an der polytechnischen Schule, Inspector am königlichen Mineralien-Cabinete zu Dresden. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1855. Wien in Commission bei Prandel und Meyer.

W. Eine an Ansehungung dem hohen wissenschaftlichen Werthe des umfassenden Werkes aufzudecken, auf 30 Steinbildtafeln reichhaltig ausgestattete Darstellung der in den Steinfoblen vorkommenden Vereinerungen, mit besonderer Berücksichtigung auf die ihre Vegetationshülle, durch welche die Formationen der fossilen Flora bestimmt werden. Es schließt sich dieses Werk wörtlich an die früheren in diesem Zwecke geleisteten Forschungen und Arbeiten an, wo von Oertke und besonders von Göppert und Brongniart über vorweltliche Pflanzen Ausserordentliches geleistet wurde.

Aber nicht nur für Sachsen ist dieses Werk von Interesse, sondern auch für andere Länder, und besonders für das angrenzende Österreich kann eine sich an dieses Unternehmen anschliessende vergleichende Darstellung für diese Wissenschaft von Nutzen sein, inwiefern alle man jetzt annehmen geneigt ist, daß bei der Bildung der Steinfoblen-Formation gleichzeitig an den meisten Orten ähnlicher Gänge sich geltend machte, wodurch sich an verschiedenen Ländern aufgefundenen Formationen als identisch darstellen.

Leitfaden zu den ersten Anfangsgründen einer richtigen Landwirtschaft. Von J. A. R. Riebel, Landwirth und t. Advocat in Witten. 3. Auflage. R. v. Schönerbein bei G. A. Meißel.

Hier haben in dieser Schrift kein streng-wissenschaftliches Werk zu besprechen, da Riebel und Juhl nicht versuchen, um dahin zielt, die Früchte wissenschaftlicher Forschungen auf eine allgemein verständliche populäre Weise dem Landmann bekannt zu geben. Eben deshalb soll der gute Wille des Verfassers nicht verkannt werden, da von einer hochverdienenden und richtigen Bezahlung der Acker und Felder deren reichlicher Ertrag bestimmt wird. Wo aber der Cultus des Bodens eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird, wo die Landwirtschaft blüht, dort ist auch wahrer Volkereichthum zu Hause.

Vorliegende Schrift bezieht sich in Fragen und Antworten die wichtigsten landwirtschaftlichen Verrichtungen, hauptsächlich die Bebenutzung, und

in derthat in der That ein erster Leitfaden und acquirat, als solcher beim Schulunterricht für Lehrer und Schüler dienlich zu sein. Für die aus der Schule tretende Jugend der Landleute, so wie für Besucher der Sonn- und Feiertagschulen, bildet das Büchlein ein passendes Nacememum, umso mehr, als dem größten Theile der Landleute, der oft dürftigen Schulunterricht, weder Möglichkeit noch Gelegenheit geboten ist, größere landwirtschaftliche Werke zu lesen und zu verstehen. Somit können wir das Werk, welches bei seinem billigen Preise von nur wenigen Groschen Jedermann zugänglich ist, als eine populäre, aufmerksame und zeitgemäße Erscheinung bezeichnen.

Miscelle.

[Die Dampfboot-Expedition in Central-Afrika.] Oetho, Verthe's geographische Anhalt, 9. Februar 1855. — Als Dr. Barth im Sommer 1851 in seiner bekannten Reise von Katsa nach Adamawa weit in das Innere Afrikas vordrang, entdeckte er einen großen mächtigen Strom, nach Westen, anschließend dem Kowara (gewöhnlich, aber irrthümlich Niger genannt) zufließend. Diese Entdeckung schloßerte er in seiner damaligen Beschreibung an die englische Regierung in folgenden Worten:

„... Aber der wichtigste Tag in allen meinen langjährigen afrikanischen Wanderungen war der 18. Juni, an welchem Tage ich den Fluss Bahr erreichte, an dem Punkte, wo sich ein anderer Fluss, der Jaro, mit ihm vereinigt. Seit ich Europa verlassen, habe ich keinen so großen und mächtigen Strom gesehen, denn der Bahr, welches so viel heißt, als die Mutter der Gewässer, ist eine halbe englische Meile breit und über 9 Fuß tief in der trockensten Jahreszeit etc.“

Nach unsern damaligen Kenntnissen war es keinem Zweifel unterworfen, daß dieser nun entdeckte Fluss Bahr der obere Theil des in den Kowara abfließenden Tschadda-Flusses sein müsse, und daß er, vermuthlich seiner unerschöpflichen Schiffbarkeit, einen Pfad bilde, welcher das ganze Innere Afrikas der europäischen Civilisation und Gekultivirung erschließen und zum ersten Male zugänglich machen würde. Denn nur ein schiffbarer Fluss kann es sein, der uns sicher, rasch und leicht genug durch die klimatisch so gefährlichen Küstländer in die großen, fruchtbaren und gesunden Länder Inner-Afrikas bringen würde. Ohne eine solche natürliche Wasserstraße würde und der Kern dieses Continents wohl ewig fern, und die Millionen seiner Einwohner in dem Elend ihrer Sklaverei verbleiben. Aber der Nil, der Kowara, der Congo und die übrigen Flüsse Afrikas haben die Schiffe der Europäer bis her durch ihre Gattungen und Uferufer zurückgehalten.

Schon vor länger als zwei Jahren brachten wir daher den Plan einer Dampfboot-Expedition in den ersten englischen Blättern öffentlich in Vorschlag, jedoch sehr bald, als wir von dem im Afrika so verdienten Major-General Layton erfuhr, und von der englischen Regierung und dem Parlament genehmigt wurde. Ein Dampfboot wurde eigens zu diesem Zweck konstruirt, und vorläufig Ende Mai des vergangenen Jahres England, auf das fernste am angestrichelt und mit Eingeborenen bemannt, die von zwölf Europäern geleitet waren. — Am 9. d. M. nun ist die Expedition glücklich nach England zurückgekehrt, nach einer über alles Erwarteten günstigen Reise, deren Resultate unsere Vermuthungen vollkommen bestätigen.

Die Reise, so ist der Name des Explorations-Schiffes, war, nachdem sie an der Insel Fernando Bo ihre Vereinerungen getroffen, Anfangs Juli das Kowara-Delta hinauf gedampft, gelangte bis in die Nähe der inmitten des Delta gelegenen Hauptstadt Adamawa's Jola genannt, und war am 7. November in Fernando Bo wieder angelangt. Sie ist demnach, nach einer achtmonatlichen Abwesenheit von Europa am Ganzen 250 englische Meilen weiter ins Innere Afrikas vorgedrungen, als je zuvor ein europäisches Schiff. Die von Barth gemachten Entdeckungen liegen weiter nach Westen, als er sie angegeben hatte, was mit den bisherigen astronomischen Beobachtungen des Dr. Vogel genau übereinstimmt. Die Eingeborenen stellen sich überall gutmüthig und zum freundschaftlichen Verkehr bereit. — Das nunmehrige Wissen über die dieser Expedition behüllte alte, räthselhafte, das es sich durch die vollständige Vernichtung der Flusses Tschadda-Bahr erwiesen hat, daß man unmittelbar von einem englischen Hafen in etwa sechs Wochen in das Herz Afrikas gelangen kann. Zweitens, was noch unendlich viel wichtiger ist, daß man eine solche Reise ohne Gefahr, den verurtheilten schädlichen klimatischen Einflüssen des tropischen Afrikas zu entgehen, zurücklegen kann. Denn von der gesammelten Mannschafft, 66 an der Zahl, ist auch nicht ein Einziger gestorben, und Krankheit ist nur in geringem Maße vorgekommen, obgleich der Aufenthalt in den Flüssen 118 Tage betrug, welches mehr als doppelt soviel ist als einige der frühesten Niger-Expeditionen, bei denen bekanntlich fast die gesammte Mannschafft dahinsah.

„Zu“ so schreibt unser Berichtestatter, der die meisten Verdienste an die Organisation dieser Expedition hat, haben wir endlich einen practischen Weg nach Inner-Afrika angebahnt, welcher die Gefahren und Schwierigkeiten afrikanischer Erkundung und Regeneration ungeheuer vermindert, und eine neue Aera bilden wird in der Geschichte dieses Erdtheils.“

Nur ein Kunde von Dr. Barth und Vogel, als wir schon mitgetheilt haben, daß die Expedition nicht mitgebracht, aber es ist erfreulich und interessant zu erfahren, daß, als die in dem jüngst erschienenen offiziellen Bericht“ der Expedition enthaltenen Porträts der Reisenden den Eingeborenen gezeigt wurden, dasjenige des Dr. Vogel von denselben gleich erkannt wurde.

*) A. Petermann, Account of the Expedition to Central-Africa &c. 1854.